

Die geistige Lage der Schweiz

Autor(en): **Schürch, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **16 (1945)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ders Zellweger, der Hauptinitiant bei der Vereinsgründung, wendet sich gegen die einseitig praktische Betätigung der Anstaltszöglinge. Eine solche Erziehung ist in seinen Augen, wenn sie nicht einig geht mit der inneren Entwicklung der Geisteskräfte, ein Unrecht an den Armen, die auf diesem Wege, wie sehr auch die Arbeit vergeistigt werden mag, niemals aus der untersten Schicht des Proletariats sich erheben werden.

Hundert Jahre sind verflossen, diese Forderungen aber sind, weil unerfüllt, immer noch zeitgemäß. Man erinnert sich dabei an das bekannte Wort Pestalozzis von der harmonischen Ausbildung von Kopf, Herz und Hand, einem Wort, das jede Generation der andern als Vermächtnis weitergab und das in die Tat umzusetzen heute unsere Aufgabe sein muß. Denn auch für das schweizerische Anstaltswesen ist eine neue Zeit angebrochen. Den Unzulänglichkeiten begegnete man bisher meist bloß von Fall zu Fall, und das Interesse galt in der Hauptsache nur der einzelnen leidenden Anstalt. Das scheint heute anders zu werden. Das Problem soll als Ganzes gelöst werden. Der Gedanke der Verantwortung der Oeffentlichkeit für die Insassen unserer schweizerischen Anstalten scheint tiefer ins Volk zu dringen. Die schweizerische Landeskonferenz für so-

gearbeitet, und die Behörden in Kantonen und ziale Arbeit hat umfassende Reformpläne aus. Gemeinden zeigen in steigendem Masse Verständnis für unsere Bedürfnisse. Freuen wir uns über diese Entwicklung. Andere Zeiten werden wieder andere Sorgen bringen. Jetzt aber schlägt unsere Stunde. — Wir müssen sie nützen. Den Privatanstalten muß geholfen werden. Mit großer Freude ist in unserem Kreise die Botschaft aufgenommen worden, daß eine Vorlage der bernischen Privatanstalten bedeutend größere Beiträge erhalten sollen als bisher. Wir wollen hoffen, daß das Beispiel Berns auch in den andern Kantonen begriffen und nachgeahmt werde.

Der Verein für schweizerisches Anstaltswesen besitzt eine schöne Tradition. Das wird durch das Referat des Herrn Kollegen Bühner eindrücklich werden. Wenn schon der schweizerische Armenerzieherverein durch Aufnahme von Mitgliedern aus Bürgerheimen, Waisenhäusern, Spitälern und andern Institutionen sich in die Breite entwickelte, so daß eine 2-malige Namensänderung nötig wurde, so bilden doch auch heute noch seinen Kern die Armenerzieher. Möge darum diese Feier gerade ihnen zur Stärkung gereichen. Ich erkläre die hundertste Jahresversammlung als eröffnet.

Die geistige Lage der Schweiz von Dr. E. Schürch, a. Redaktor, Bern *)

Nur in großen Zügen läßt sich ein solch weitgespanntes und in die Zukunft ausgreifendes Thema behandeln. Aber gerade das Verständnis für die großen Züge tut uns not. Wir übersehen zu oft über dem, was der Tag bringt, die Zeit, in der wir leben, und leicht verlieren wir den Sinn für die Proportionen, weil uns das zunächst Liegende so groß und wichtig vorkommt, daß wir zuweilen nicht darüber hinaus sehen auf das Entscheidende. Am geistigen Wirrwarr der Zeit ist die Tatsache mitschuld, daß wir ob all dem Akuten, das täglich aus Radio und Zeitungen über uns herfällt, das Chronische, den Gang der Geschichte nicht erfassen. Gewiß, die Welt ist heute ein Chaos. Unsere Köpfe aber müßten gerade darum klar gehalten werden.

Was besteht, erklärt sich aus seiner Entstehung. Niemand wird einen richtigen Begriff von der heutigen Schweiz haben, niemand das Wesentliche vom Zufälligen an ihr unterscheiden, der nicht erfaßt hat, daß die Eidgenossenschaft als eine gewollte Ausnahme vom europäischen System entstanden ist und sich als Ausnahme durchgekämpft hat, aber einmal als dienendes Glied einer Kontinentalordnung untergegangen ist und erst wieder zu sich selber zurückfand, als das Volk 1848 den alten Schweizerband auf selbstgewählte neue Grundlagen stellte, wiederum den Großen zum Trotz und entgegen der legitimen Ordnung, die sie vorschreiben wollten.

Entstanden ist die Eidgenossenschaft aus Gemeinden, die sich zu Staatswesen entwickelten. Die schweizerische Gemeinde ist auch heute etwas

für sich, nicht nur ein Verwaltungsbezirk des Staates. Sie hat eine gewisse Autonomie, wählt ihre Behörden selber und hat sogar eigenes Steuerrecht. Sie gibt uns den Heimatschein, in ihr sind wir daheim. Stadt- und Landgemeinden trafen in die Lücke, als die Obrigkeit, also die Kaiser und ihre Vertreter, die erste Pflicht jeder Regierung nicht mehr erfüllten: den Landfrieden zu schützen, das Recht zu wahren und dem Unrecht zu wehren. Als Kaiser und Papst sich befehdeten und die Christenheit in die Anarchie stürzten, als das Faustrecht regierte, als gar längere Zeit überhaupt kein Inhaber der obersten Verantwortung im Reich da war, da mußten die kleinen Leute im kleinen Kreise mit bewaffneter Hand einander unterstützen gegen Viehräuber und Wegelagerer. Bergbauern, die schon gegen die Naturgewalten nur mit gemeinsamer Kraft bestehen konnten, und Städter, durch die Mauer zum wehrhaften Verband zusammengehalten: sie haben zuerst die Selbsthilfe der Gemeinden verwirklicht und für Sicherheit von Leib und Leben, Weg und Steg gesorgt. Daß das Recht und der Richter in der Mitte ihrer gemeinsamen Bemühungen standen, lehrt uns der erste Bundesbrief.

Solche bewehrte Nachbarschaften waren es, die den ländergierigen Dynasten widerstanden. Aber überall unterlagen die freien Gemeinden, die italienischen Stadtrepubliken wurden der Raub der Tyrannis, in Frankreich unterwarf die Königsmacht jede Selbständigkeit, in Deutschland wurden die Städtebünde von den Fürsten niedergeworfen und auch die friesischen Bauern mußten sich ducken. Selbst die Kaiserkrone wurde Bestandteil der Hausmacht Habsburgs, das zwischen Vo-

*) Referat an der Jubiläumstagung des VSA in Bern, 1. Okt. 1945.

gesen und Karpathen Länder und Städte an sich zog. Nur gerade seine Stammlande verlor der Habsburger. Warum?

Ein Hauptgrund war der: in der Schweiz allein standen Bauern und Bürger zusammen, als Gleichberechtigte im Bunde, hier wo noch freie Bauern, aber weniger Reichtum zu finden waren als in den stolzen Reichs- und Bischofsstädten des schwäbischen oder des rheinischen Bundes und darum auch weniger Standesstolz den Städter vom Bauer trennte.

Von diesem Ursprung her bewahrte der Schweizer das Waffenrecht des gemeinen Mannes, das Gefühl für den Wert genossenschaftlicher Selbsthilfe, die lebendige Solidarität der Nachbarschaften, die menschliche Nähe, die man hier sofort fühlt, wenn man von der großen und weiten Welt heimkehrt. Der genossenschaftliche Gedanke hat über alle natürlichen Unterschiede hinweg das gemeinsame Staatswesen begründet, das sich ja selber eine Genossenschaft nennt. Von unten nach oben ist es gebaut, wieder als eine Ausnahme in einer Welt, wo die Staaten durch Gewalt und fürstliche Heiraten von einem Zentralpunkt aus geschaffen wurden.

Durch alle Bürgerkriege und Sonderbündnisse nach rechts und links mit dem Ausland hindurch hat sich ein Rest des Bandes zwischen allen Eidgenossen erhalten. Der „Mord von Greifensee“ entsprach durchaus dem damaligen rauhen Kriegsbrauch, und doch beunruhigte er das Gewissen des Volkes als ein Frevel unter Eidgenossen, und man empfand die Niederlage von St. Jakob an der Birs als gerechte Strafe. Der Mord von Grandson wirkte nicht so: ein Fremder hatte ihn begangen.

Unter dem Einfluß der christlichen Lehre entstand jenes Ehrenblatt unserer Geschichte, der Sempacherbrief, der die Wehrlosen auch im Kriege nicht rechtlos machte. Das Gefühl der menschlichen Nähe hat vielleicht das meiste dazu beigetragen, daß von allen Steuern, die uns drücken mögen, der Lohnausgleich wohl am liebsten bezahlt wurde; denn der Pflichtige sah sich nicht dem anonymen Ungeheuer Staat gegenüber, sondern er sah den Miteidgenossen, für den die Abgabe bestimmt war, den Wehrmann, der für alle wachte. Es ist eine typisch schweizerische Finanzmaßnahme, die, wie es heißt, in gewissen Bezirken der deutschen Wirtschaft versucht wurde, aber mit weniger Erfolg.

Immer wieder kamen von außen Einflüsse, die unser Volk trennten. Und doch bewährte sich das eidgenössische Gemeinschaftsgefühl auch hier. Die Glaubensspaltung führte seit der Reformation in jedem Jahrhundert bis in die Mitte des 19. zu Kriegen. Aber die Regel, daß Bürgerkriege die Grausamsten sind, gilt in der Schweiz nicht. Das Gegenteil ist hier Tatsache. Denken wir an die furchtbaren Greuel des Dreißigjährigen Krieges oder an die Hugenotten- und Waldenserkämpfe in Frankreich, wo einmal zum Empfang eines großen Herrn eine Stadt mit Menschenhäuten beflaggt wurde. Wir haben das Gegenstück in der gemeinsamen Verpflegung der feindlichen Vorposten in der Kappeler Milchsuppe und im Ausruf des Bürgermeisters von Straßburg:

„Ihr Eidgenossen seid doch ein wunderlich Volk!“ Wir denken an das vornehme Wort des Siegers an der Leiche Zwinglis: „Welchen Glaubens du auch gewesen, ein redlicher Eidgenosse warst du doch.“ Wir denken an Schultheß Wengi: lauter Vertreter typisch schweizerischen Sinnes. Die katholischen Schweizer ließen sich selbst durch das Konzil von Trient die Bündnisse mit den evangelischen Ständen nicht zerreißen.

Auch das Zeitalter des Absolutismus hat seine Spuren durch die Schweiz gezogen. Auch bei uns wurden Gottesgnadentümer aufgebaut, die wenig in den Geist des Landes paßten. Aber da ist kein Vergleich zwischen dem, was draußen, und dem, was bei uns geschah. Sor hart auch nach dem Bauernkrieg die Hand der Obrigkeiten auf den Rebellen lag und so übel sich die Folgen nach anderthalb Jahrhunderten auswirken sollten, so ist doch nichts getan worden, das sich der Behandlung der aufständischen deutschen Bauern an die Seite stellen ließe. Kam es doch vor, daß man den Bauern die Augen austach und die Geblendeten dann als Zugtiere brauchte. Um seiner Mätresse mit seiner Schießkunst zu imponieren, knallte ein deutscher Potentat einen Dachdecker von einem Turm herunter und überreichte nachher der Witwe landesväterlich huldvoll einen Dukaten. So etwas war etwa unter der bernischen Aristokratie rein undenkbar. Im Freiheitskrieg der Nordamerikaner standen auf englischer Seite Regimenter von Deutschen, die von ihren Landesherrn Stück um Stück verkauft worden waren. (Man lese Schillers „Kabale und Liebe“.) An ihrer Seite fochten auch die Schweizer des Regiments de Meuron. Hier hatte Mann für Mann freiwillig Handgeld genommen. Dieser Unterschied machte auf unsere Landsleute einen gewaltigen Eindruck.

Die Geschichte bildet die Seele eines Volkes. Der Unterschied zwischen dem deutschen Obrigkeitsstaat und des schweizerischen Volksstaat bildet die wahre Grenze zwischen der Schweiz und dem Reich, und es blieb bei dem, was 1521 in Marburg Martin Luther zu Ulrich Zwingli gesagt hat: „Ihr habt einen andern Geist als wir.“

Aber auch die geographische Lage spricht sich in der Volksart aus. Klein zwischen Großen und verhältnismäßig immer kleiner geworden, weil wir in unsern Grenzen bleiben und die andern immer gewaltiger anwachsen (das ist die Entwicklung seit 1815) — das muß drücken, und zwar um so mehr, als der Geist des Rechts im Völkerleben dem Geist der Gewalt weicht. Darum werden wir unsicher und viele fingen an zu schwanken zwischen einem ererbten, aber veralteten Kraftgefühl und dem Bewußtsein hilfloser Schwäche. Hier stellt sich eine erste Aufgabe geistiger Art: das Gleichgewicht finden und die Bereitschaft unablässig stärken, auch in scheinbar hoffnungsloser Lage sein Bestes, sein Alles einzuwerfen für die Erhaltung der Schweiz. „Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben“, das muß von der patriotischen Festtribüne heruntergeholt werden in den schweizerischen Werktag. Etwa unter Hitlers Fuchtel hätte es für uns doch sicher nichts gegeben, was des Lebens wert gewesen wäre. Aber

wir sahen im Mai 1940 ordentlich viel Spreu im Nordwind davon stieben, teilweise bis nach Amerika hinüber.

Eingemauert zwischen Uebermächten, das gibt stickige Luft. Es wollte mir sogar scheinen, man fange es an zu spüren, daß immer weniger Schweizer, die in Politik und Presse das Wort führen, den Atem der weiten Welt eingezeichnet haben. Irgend etwas vom freien Zug, den wir nötig haben, schien zu verkümmern, etwas von dem, was man in Schweden, in Holland und andern seefahrenden Nationen spürt; die salzige Luft des hohen Meeres scheint ein geistiges Vitamin zu enthalten, an dem wir Mangel litten. Zu lange waren wir eingekapselt. Es ist Zeit, daß der junge Schweizer wieder lernt, wie selbstverdientes Brot in der Fremde schmeckt. Manchmal haben hier kleine Nöte das große Wort geführt und sind Nebensachen zu Staatsaffären aufgemacht worden. Kleine Verhältnisse können die Menschen geduldig, bescheiden und durchaus brav geraten lassen, sie aber auch kleinlich machen. Davor haben wir uns zu hüten. Eine solche Eigenschaft stände in allzu schreiendem Gegensatz zur Gegenwart.

Unsere Landsleute in aller Welt beweisen, daß der Schweizer von Natur durchaus kein Einsiedlerkrebs ist. Das Leben als Wagnis hat immer noch Reiz für einen gesunden Jüngling. Mit zunehmendem Alter kommt das Bedürfnis nach Sicherheit obenauf. Das Sinken der Geburten- und der Sterbeziffer, das wir in den letzten Jahrzehnten festgestellt haben, hebt das Durchschnittsalter des Volkes, und man fing schon an, von Ueberalterung zu sprechen. Sollte das, neben der fürchterlichen Erschütterung, die der Krieg in allen Lebensverhältnissen gebracht hat, dazu beitragen, den Unternehmungsgeist zu lähmen? Man konnte von jener Nation, die einst an Volkszahl in Europa obenan stand, sagen, die revolutionäre Losung „Liberté, Egalité, Fraternité“ sei etwas verwaschen, und immer deutlicher trete eine andere Devise in Erscheinung: „Sécurité, Sécurité, Sécurité.“ Zweikindersystem, damit kein Kind seine Existenz erkämpfen und von vorn anfangen müsse, das Leben von der Rente und für die Rente, das Heiratarrangement, das die Mitgift zur Hauptsache macht, kurz, die Sicherheitsideologie mit ihren militärischen, wirtschaftlichen, sozialen Schutzmauern, die dann der Krieg zerschlagen hat, sie mag als Alterserscheinung gelten. Ist bei uns nichts ähnliches zu finden, nichts, das ebenso die lebendigen Kräfte lähmen und die Gesamtleistung der Nation heruntersetzen könnte? Ich will den Drang nach Stellen mit Pensionsberechtigung nicht einfach auf erlahmenden Lebensmut buchen, wie es wohl schon geschieht. Seit uns die Welt verriegelt wurde, konnte ja die unternehmungsfreudige Jugend nicht mehr jenseits der Grenzen ihr Glück versuchen, und zu Hause waren geeignete Arbeitsgelegenheiten trotz gutem Beschäftigungsgrad auch nicht immer zu finden. Die Ueberproduktion etwa an kaufmännischem Personal fand einen natürlichen Abfluß in die vielen Verwaltungsstellen, die neu geschaffen wurden, und nicht alle Angestellten und Beamten der

Kriegswirtschaft freuen sich, wieder auf eigenen Beinen zu stehen. Recht viele würden ganz natürlich einen dauernden Staatsdienst vorziehen. Auf der andern Seite darf man sich sagen, daß der ungemein starke Zudrang zur Militärfliegerei sicherlich auch ein Zeugnis ist. Offenbar ist für unsere Jungmannschaft als Ganzes genommen die Sécurité auch heute nicht das höchste Ideal.

Der Drang aus helvetischer Enge in die weite Welt hat sich einen eigenartigen Ausgang geschaffen, der auch vom Krieg nicht verriegelt werden kann, im Gegenteil. Aus der menschlichen Nähe, die ein inneres Gesetz unserer schweizerischen Hausordnung ist, entwickelte sich eine Ausstrahlung der christlichen Lehre eine die Menschen überhaupt erfassende Gemeinschaftsidee, und es entstand die älteste und echtste „Internationale“, das Internationale Rote Kreuz. Keine weltumspannende Großmacht, keine Kirche mit universaler Geltung hat diese Idee aufgebracht, sondern Henri Durant, ein citoyen de Genève, ein kleiner Mann aus enggestellten Mauern, der wie vorher schon Rousseau durch die Ausstrahlung seines Geistes zu einer bewegenden Kraft der großen Welt werden sollte. Vorausgegangen ist ihm Heinrich Pestalozzi, dessen internationale Bedeutung einem freilich nicht durch Urlauber aus dem amerikanischen Lehrerstand, (die den Namen Pestalozzi noch nie gehört haben wollen), wohl aber in überraschender Weise etwa durch eine Reise nach Spanien fühlbar gemacht werden kann. Auch Pestalozzis Leben und Lehre beruht auf dem Uebernationalen, dem Menschentum, der Menschlichkeit. Die innere Quelle dieser Bewegung ist ganz klar. Sie fließt aus dem Glauben, der sagt: Hier ist weder Jude noch Grieche, weder Herr noch Knecht. Alle, und besonders die Müheligen und Beladenen sind berufen zur höhern Freiheit, zur Erlösung, und als Gottes Kinder sind sie gleich und Brüder. Das und nur das erklärt die revolutionäre Losung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, so wenig auch die Schreckensmänner des Konventes daran dachten. Das und nur das ist die Triebkraft des samaritanischen Helferwillens. Immer wieder bewährt sich unter den überraschendsten Formen die Keimkraft des alten Senfkorns, die zuweilen eine revolutionäre Sprengkraft entwickelt. Der antiken Welt war ein die Menschheit umfassender aktiver Humanismus vollständig fremd. Ihre materielle Kultur beruhte auf Sklavenarbeit.

Daß gerade aus der kleinen Schweiz der Durchbruch zur Solidarität der Leidenden kam, daß aus dem friedlichen Lande heraus das Verständnis für die Kriegsverletzten aktiviert werden konnte, daß die caritas inter armis ihren völkerrechtlich gesicherten Platz erhielt und mitten in den blutigen Ausbrüchen des Völkerhasses der Schild des Friedens und der Bruderhilfe über die außer Gefecht gesetzten Krieger gehalten werden kann, das ist ein Ehrentitel, der uns verpflichtet, der höhern, der menschheitlichen Bestimmung unseres Landes auch in Zukunft gerecht zu werden.

Unsere Sonderstellung ist die dauernde, die grundsätzliche Neutralität, die man uns nach jedem Weltkrieg absprechen wollte. Die neue

Ordnung wollte man schon 1919 im Zeichen der Solidarität errichten, und die verträgt sich auf der politischen Ebene nicht mit dem Isolierungsprinzip der Neutralität. Wir haben dafür die Solidarität der Menschenhilfe geltend zu machen, die nur von einem nicht kriegführenden Land aus zu organisieren ist. Das Internationale Rote Kreuz, das seine Dienste allen Kriegführenden zu leisten hat, kann seinen eigenen Standort natürlich nur auf neutralem Boden haben. Wenn es auch der Welt gehört und wir unser Lebensrecht auf den eigenen Lebenswillen und nicht auf humane Dienste abstellen wollen, so müßten wir doch, schon um des Internationalen Roten Kreuzes willen, an unserer Neutralität festhalten. Und wir dürfen dem rücksichtslosen Drang der Großen, die Kleinen unter ihrer Vorherrschaft gleichzuschalten, einmal auch die bestimmte Frage entgegenhalten, was wir von einer durch drei Vormächte diktierten Weltordnung denken sollen, wenn eine der drei bis heute nicht einmal der Genfer Konvention beigetreten ist, weil sie wohl einmal Interniertenlager in der Schweiz inspizieren, dagegen durchaus keinen Besuch durch Rotkreuzbeamte bei ihren eigenen Gefangenenlagern dulden will.

Ich fasse zusammen. Als wesentlich zum Dasein der Schweiz gehörend betrachte ich folgende Merkmale:

1. Achtung vor dem Menschen. Das Maß der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung, das sich verträgt mit der Freiheit des Mitbürgers. Gleichheit in Rechten und Pflichten.

2. Aufbau des Staates von unten nach oben, woraus sich die elementare Bedeutung der Gemeinde und die bundesmäßige Gestaltung ergibt bei gleichen Rechten der Bundesglieder ohne Rücksicht auf ihre Größe.

3. Die menschliche Nähe in allen Beziehungen zwischen ethnischen, politischen, konfessionellen, sozialen Lagern und Schichten und zwischen der Regierung und den Regierten.

4. Der humane Zug, getragen vom christlichen Geiste, auch in den Beziehungen zur Welt; ein aktiver, stets wacher Internationalismus der Menschlichkeit.

5. Im Namen ihrer höhern Bestimmung: Anspruch der Schweiz auf neutrale Abseitsstellung, gleichgültig, wie die Machtverhältnisse in Europa gestaltet werden mögen. Also Entlassung aus der politisch-militärischen Solidarität zugunsten der humanitären Solidarität.

*

Damit sind wir der Frage nahegerückt, in welchem äußern Rahmen die durch diese Merkmale geprägte Schweiz sich zurechtzufinden hat.

Noch steht nichts fest, als daß die Welt, die aus den Kriegstrümmern entsteht, wesentlich anders sein wird, als die Welt, in der die heute lebenden Schweizer aufgewachsen sind. Noch ist aber alles in Bewegung oder in der Schwebe. Es sind so große Massen und Gewalten in Bewegung geraten, daß ihr Stoß noch lange weiterwirken muß, und zwar auf das äußere und das innere Leben, und darum kann auch über die geistige Lage der

Schweiz in der Zukunft kaum etwas Sicheres gesagt werden. Aber wir haben uns heute schon einzustellen auf wichtige Änderungen mit weittragenden Folgen auch für unser Land:

Europa verliert die Führung der Welt und wird Objekt und weithin Beute der Großgewalten, die ihren Sitz und Besitz in der Hauptsache anderswo haben. Die Reichweite der Waffen ist so gewachsen, daß kein Land mehr durch seine Lage einem Angriff von außen entzogen ist, und auch für den friedlichen Verkehr schwinden die Distanzen und kündigen sich immer intensivere Berührungen an, mit all den großen Möglichkeiten des Güteraustausches, die in der Atlantischen Charta vorgezeichnet sind, und den denkbaren Komplikationen, wenn der Verkehr durch Abriegelung weiter Gebiete gestört wird. Die gegenseitige Abhängigkeit entwickelt sich und kann fruchtbar und segensreich oder wiederum gefährlich werden und die Wirtschaft zum Druckmittel machen weit über den Krieg hinaus.

Deutschland scheidet aus dem Rat der vorherrschenden Mächte aus und wird in seinem Restbestand, nachdem seine Gebiete östlich der Oder abgeschnitten sind, fürs erste nicht mehr als ein vegetatives Leben fristen können, und auch das eigentlich nur dann, wenn die Sieger sich über sein ferneres Schicksal einigen und einen Entwicklungskurs vorzeichnen können. Die Amputation der Ostgebiete, das Zerschlagen und Abschleppen seiner Industrien und die Erschöpfung durch Not und Seuchen werden das deutsche Volk zahlenmäßig, wirtschaftlich und vielleicht seelisch schwächen entscheidend schwächen. Eine weitere Gefahr droht auf absehbare Zeit eher von einem passiven, als von einem aktiven Deutschland. Entsteht mitten in Europa, am Sitz bisher virulentester Energien, ein großes Loch, liegt dort sogar so etwas wie ein verwesender Kadaver, dann kann die Welt und können besonders die Nachbarn für sich daraus nicht viel Gutes erwarten. Die Deutschen haben die besondere Gabe, aus der Not nicht etwa nur eine Tugend, sondern auch eine Doktrin zu machen. Und was würde sich aus einer hoffnungslos gestalteten Lage einer so lebenskräftigen Nation vermutlich entwickeln? Stille, untätige Ergebung oder vielleicht ein rasender Nihilismus, der wie in der letzten Kriegsphase niederreißen möchte, was noch aufrecht steht, und wenn ihm die materiellen Waffen entrissen sind, sich um so wütender auf das geistige Gebiet werfen könnte? Wer will es hindern, daß dann Miasmen aufsteigen, die, wie ja schon die Seuche der Hitlerschen Dämonie, auch andere ergreifen könnten? Irgendwie schlägt das Freiheitsbedürfnis und der Geltungstrieb immer aus. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, unter der Knechtschaft der Potentaten, wo waren da die volkstümlichen Helden, die Träger der „teutschen Libertät“? Menschen, die sich an kein göttliches Gebot mehr hielten, die Nihilisten der Tat, die um der Ungebundenheit willen ihren Hals riskierten, waren es, die Räuberbanden in den böhmischen Wäldern, und im Westen der Held mit dem edlen Namen „Schinderhannes“. Das ist eine Warnung.

Man muß die Deutschen anders erziehen, gewiß.

Das ist auch gar nicht aussichtslos. Der Deutsche ist von Natur erziehbar. Aber wie will man ein Volk durch Schulbücher vom Gewaltprinzip im öffentlichen Leben ablenken, wie will man ihm Begeisterung für demokratische Freiheiten und Selbstregierung beibringen, solange das eigene Land unter fremder Gewalt steht? Die deutsche Jugend ist durch eigene und fremde Gewalttat verroht, der bescheidenen Arbeit entwöhnt; die Familien sind schon durch Hitler zerrissen worden, Knaben und Mädchen der Erziehung durch die Partei ausgeliefert und die reifere Jugend im Arbeitsdienst erst recht nach dem Ideal der höchsten Gewalt einer kommandierten Masse gebildet worden.

Aber die Deutschen sind nicht die einzigen, die durch den Krieg Schaden an ihrer Seele genommen haben könnten. Man denke an die Naziparteien in überfallenen Ländern, an die im Dienste der Gestapo das eigene Volk quälenden, ja folternden französischen Milizen. Es war während der deutschen Besetzung patriotische Pflicht, in der Arbeit zurückzuhalten, sie zu stören, weil der Ertrag vom Feind vorweggenommen wurde. Das konnte nachwirken, war jedenfalls nicht überall ein Antrieb zu tatkräftigem Handanlegen am Aufbau. Eher erwartete man vielfach die Zwangsarbeit der Besiegten als Ersatz für die eigene Initiative.

Wir verlieren in Deutschland unsern weitaus wichtigsten Wirtschaftspartner. Wir werden die allergrößte Mühe haben, die deutsche Kohle zu ersetzen, die jetzt für andere Bedürfnisse mit Beschlag belegt wird, und ohne Kohle wird uns auch der Zement fehlen, dessen die größten Arbeitsbeschaffungsprojekte des Planes Zipfel bedürfen. Woher soll auch nur das Material kommen für die geplanten neuen Großkraftwerke? All diese Tatsachen können soziale, moralische und geistige Folgen haben.

Wir werden es immer mehr zu spüren bekommen, daß alles Deutsche verpönt wird, und das ist für ein Volk deutscher Sprache, das in Kunst und Wissenschaft und besonders in der Literatur nehmend und gebend so reichen Anteil an der alten, der wirklichen deutschen Kultur hatte, keine Kleinigkeit.

Weniger Sorge braucht uns wohl die Nachbarschaft Italiens zu bereiten, obwohl es noch lange nicht, besonders im Süden nicht, aus dem moralischen Morast heraus ist, den Diktatur und Krieg, Not und Indolenz, fremde und eigene Fehler angerichtet haben.

Es gibt indessen auch lichtere Ausblicke in die Zukunft. Die Kriegsgefahren sind freilich nicht wegorganisiert worden, wie man es versprochen hat, und wenn General Mac Arthur am 2. September an Bord des „Missouri“ beim feierlichen Abschluß des zweiten Weltkrieges erklärte, an Stelle der Allianzen, der Einfluß-Sphären und des Gleichgewichts der Mächte, die den Frieden nicht verbürgt haben, müsse etwas Besseres treten — so haben wir von der Außenministerkonferenz in London gehört, daß man fieberhaft um einen Ausgleich der Interessen zwischen zwei Machtblöcken sich bemühte, der nichts anderes

wäre, als das alte, unsichere Gleichgewicht unter neuem Namen. Und offen wurde von der russischen Interessensphäre geredet, die ja zum Greifen und Drüberstolpern deutlich einen Riß mitten durch Europa zieht, und über die Organisierung des europäischen Westens wird längst gerateburgert, die nichts als das natürliche Gegenstück zum Machtblock der Russen wäre. Die Allianzen Englands und Frankreichs mit Rußland haben den Riß nicht verhindert und können ihn nicht überbrücken. An Stelle der durch den Krieg gewaltsam zerbrochenen Spannungen sind neue getreten, die die ernsteste Sorge der Staatsmänner bilden. Natürlich ist der Krieg noch allen Völkern zu nah, als daß sie den großen Hader von neuem entzünden möchten. Aber Tatsache ist: nur ein neues Gleichgewicht, so schwankend es auch werden mag, wird neben dem hoffentlich lang nachwirkenden Kriegsschrecken aller Völker imstande sein, die große Gefahr hinauszuschieben. Die Charta der Vereinigten Nationen von San Franzisko tut es nicht! Es lag nicht an ungenügenden Paragraphen des Völkerbunds Pakts, daß der zweite Weltkrieg ausbrach. Es fehlte bei den Menschen. Es ist genau, wie es Churchill im Geburtstagstelegramm an den 80-jährigen Lord Robert Cecil gesagt hat: es fehlte am Mut und an der Loyalität. Das neue Statut aber bindet die größten Mächte, bei denen ja immer die größte Kriegsgefahr liegt, überhaupt nicht. Sie haben das Veto, um jedes Eingreifen mit der Tat gegen Friedensbrecher zu vereiteln.

Unter diesen Umständen läßt sich ernsthaft nicht behaupten, die Weltsolidarität erlaube kein Abseitsstehen mehr, ein geschlossener Friedenswille der Sieger regiere nun die Welt. Vielmehr glauben wir zu erkennen, daß die Schweiz wieder zwischen rivalisierenden Mächten liegt, und in dieser Lage erhält die Neutralität, ob man will oder nicht, ganz von selber eine Stützung von außen.

Wirtschaftlich eröffnen sich unserm intakten Produktionsapparat lohnende Arbeiten am Wiederaufbau Europas. Von weitem hat man der Schweiz zugerufen, sie werde kräftig mitzutun haben, und man könnte diese Aufforderung nur begrüßen; denn sie schien das Gespenst der Arbeitslosigkeit, das der Bundesrat seit 1940 so sehr gefürchtet hat, noch einmal zu bannen — dann nämlich, wenn wir die nötigen Betriebs- und Rohstoffe erhalten, damit alle Räder rollen können.

Damit wäre auch eine soziale Sorge fürs erste stark beschwichtigt. Die Ueberproduktion an Studierten und Halbstudierten, kaufmännischem und technischem Personal hätte Aussicht, im Lande und außerhalb lohnend beschäftigt zu werden, und der Zug in die Welt könnte wieder einen frischen Zug der Unternehmungsfreude ins Volk bringen.

Wir haben aber darüber die erst überstandenen Gefahren nicht zu vergessen, die in der außergewöhnlichen Ueberfremdung unseres Landes liegen. Und hier haben wir es mit einer vielleicht besonders wichtigen Seite unserer geistigen Lage zu tun.

Längst war eine wahre Flucht der Schweizer

in die Berufe wahrzunehmen, die weniger schwere körperliche Arbeit oder doch mehr freie Zeit versprechen. Vor dem ersten Weltkrieg konnte man kaum eine Mauer aufstellen ohne Italiener, und der schweizerische Handlanger mit Sekundarschulbildung, der unter einem notdürftig des Schreibens kundigen ausländischen Polier arbeitete, war keine seltene Erscheinung. Diese Handlangerei war ein Notbehelf, bis sich etwas Besseres zeigte. Auch unser Vieh konnte nicht mehr ohne fremde Hilfe gemolken werden. Was half die Erinnerung an das alte blühende Handwerk, wie sie in Familiennamen wie „von Schumacher“ weiterlebt, wenn der wirkliche Schumacher um die nächste Ecke ein Tscheche war? Gärtner, Schreiner, Zuschneider, ja, einmal sogar Offiziersburschen bezog die Schweiz in erstaunlichem Maß aus dem Ausland, auch Hotelpersonal. Das Handwerk wurde gesellschaftlich entwertet und geistig entblutet. Begabte Jugend mußte wenigstens einen Schreibstubenberuf ergreifen. Wer sich durch schwere Arbeit empor schaffte, der sagte sich: „Meine Kinder müssen es einmal besser haben“ Er sagte es leider auch den Kindern und diskreditierte damit den eigenen Beruf. So schulte man das Volk an den Bedürfnissen der eigenen Volkswirtschaft mehr und mehr vorbei, und vergaß ein wenig den Segen, der in schwerer Arbeit liegt. Ohne schwäbische Dienstmädchen war in gewissen Städten eine größere Haushaltung kaum mehr zu führen; die Töchter des eigenen Volkes setzten sich hinter eine Schreibmaschine, als ob die Hausarbeit in ihren Ansprüchen an das Kennen und Können nicht so hoch stände wie das, was vom Bürodienst verlangt wird.

Wir haben erfahren, was eine solche Durchsetzung des Volkes mit fremden Elementen in gefährlichen Zeiten bedeutet. Die Warnung sollte nicht ungenutzt bleiben.

Im 14. Jahrhundert schüttelten die Engadiner die Feudalherrschaft über die Alpen ab mit der Begründung, wer in den Bergen die Arbeit leiste, dem sollten die Berge gehören. Einen großen Teil der körperlichen Arbeit in der Alpwirtschaft verrichteten aber in gewissen Gebieten Veltliner, Bergamasker und Tiroler. Ich traf vor Jahren auf einer Alp einen kriegsverstümmelten Italiener, der einarmig die ihm anvertrauten Schweizerkühe molk. Wo waren die Einheimischen? Sie waren vom Fremdenverkehr angezogen, trugen eine Livree, fuhren mit Fremden im Land herum oder verkauften wenigstens Ansichtskarten. Ich sage das nicht, um einem bestimmten Teil unseres Volkes besondere Vorwürfe zu machen, sondern um darauf hinzuweisen, daß hinter dieser Erscheinung ein allgemein verbreiteter falscher Bewertungsmaßstab, eine ungerechtfertigte Abschätzung der körperlichen Arbeit steckt. Also ein geistiger Fehler und eine soziale Mißrechnung. Auch die Zunahme des Krämertums über die Bedürfnisse der Kundschaft hinaus hat damit zu tun.

Dabei sind wir mehr und mehr an unserer obern Landesgrenze geschlagen und zurückgedrängt worden. Alpen verganden, die noch

vor 80 Jahren große Herden ernährten, und wo man in den letzten Jahren kaum noch kümmerliche Schafherden antraf. Die Raubwirtschaft an der Weide durch das Wildheuen und am Bergwald trug kräftig zu dieser Verwilderung bei. Das Vieh ist wohl schwerer geworden, teilweise so schwer, daß man gewisse Alpen nur noch mit ausländischen Herden bestoßen kann, so etwa im Puschlav. An Stückzahl hat das Bergvieh stark abgenommen. Die Nationalökonomien nennen das elegant: Depekoration. So ist bei allen technischen Fortschritten die wirtschaftliche Grundlage eingeschrumpft, und es kam mit jedem neuen Verkehrsmittel, das die Fremden in die Berge führt, zu einem Gegenzug der Einheimischen. Die üppigen Hotelpaläste stehen vor dem düstern Hintergrund der Entvölkerung der Hochtäler.

Die Urzelle der menschlichen Gesellschaft, die Familie, hat durch die Entwurzelung und Vermassung der modernen Menschen Schaden genommen. Auch in der Schweiz. Der Scharungstrieb, der sich in einer Unzahl von Vereinen ausdrückt, half mit, das Heim zu entwerten. Damit wurde auch das Band zwischen den Generationen geschwächt, etwas von dem ging verloren, was ein Volk von einem bloßen Haufen Menschen unterscheidet: die Tradition, die feste Verknüpfung der Zeiten, und damit der Rückhalt, den die Geschichte in den Stürmen der Zeit bietet.

Jeremias Gotthelf hat mit der ihm eigenen Wucht die Akzente gesetzt:

„Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es; nicht das öffentliche Leben ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere...“

„Und laßt euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren, es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es.“

Heinrich Pestalozzi aber war der Verkünder der „Wohnstubenkultur“ und zeigte, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Trotz allen Pestalozzitagern und trotz dem kommenden Pestalozzijahr scheinen wir besonders in den städtischen Mittelschulen immer weiter von Pestalozzis Erziehungsweg abzurücken. Das Fachlehrersystem setzt gerade im pädagogisch schwierigsten Alter unserer Jugend ein, und dann hat ein Schüler so viele Lehrer und ein Lehrer so viele Schüler, daß man die zu jeder Erziehung nötige eindringende Kenntnis des Zöglings nicht mehr erwarten darf. Erziehen heißt ja etwas aus einem herausziehen, nicht etwas von außen in ihn hineinschütten.

Der lange Militärdienst der Kriegszeit hat die verschiedenen Stände einander wieder in gutschweizerische Nähe gerückt. Aus der militärischen Kameradschaft zwischen Studierten und Nichtstudierten, zwischen Bauern und Bürgern, Arbeitern und Unternehmern muß ein neuer Geist der Zusammengehörigkeit auch in unser politisches und soziales Leben einziehen, und vorab eine neue, eine gerechte Einschätzung der

ehrlichen Arbeit jeder Art, besonders der harten körperlichen Arbeit.

Keine Aufbaukonjunktur darf uns von dieser Umstellung abhalten, wenn das Volk auf die Dauer gesund und seines bevorzugten Platzes in der Welt wert bleiben soll. Auch der Geldglaube,

der eine Weile alles erfaßt zu haben schien, hat einen tüchtigen Stoß erlitten. Wenn der Schweizer wieder einmal beherzigt, daß Geld und Glück nicht dasselbe sind, dann ist für die geistige Lage der Schweiz schon viel gewonnen.

Traitement des eaux pour établissements hospitaliers

par Conrad Wolz, Baden

La consommation d'eau dans les grands établissements hospitaliers est énorme et très variée. L'eau est utilisée ici non seulement comme dans les ménages pour la boisson ou pour la cuisson, ainsi que pour le nettoyage des locaux ou autres mais, dans une mesure encore beaucoup plus grande, pour le lavage du linge, le chauffage et la préparation d'eau chaude ainsi que pour des usages de toutes sortes dans les différents services comme: laboratoires, salles d'opération, etc. La consommation d'eau d'un ménage est normalement évaluée à env. 100 litres par personne et par jour. Si, pour les hôpitaux, on tient compte d'une consommation plus élevée pour les nettoyages, les bains ainsi que pour le lavage du linge et l'arrosage des jardins, on peut alors estimer qu'elle s'élève ici à env. 200 litres par personne. Il n'est pas possible d'utiliser n'importe quelle eau pour tous les usages. D'autre part, la nature ne nous donnant pas de l'eau d'une pureté absolue, il est par conséquent nécessaire de la traiter de telle manière que les impuretés qu'elle contient ne puissent aucunement nuire à l'utilisation suivante. Le système de préparation de l'eau est à choisir selon le but pour lequel elle sera employée, de même que selon des impuretés contenues dans l'eau brute, impuretés qui dépendent des couches souterraines à travers lesquelles l'eau s'écoule. Il incombe donc aux Directeurs des établissements de faire le nécessaire pour qu'ils aient à disposition non seulement constamment une quantité d'eau suffisante, mais particulièrement pour qu'elle soit exactement de la composition nécessaire pour les différents services.

L'importance de ce dernier devoir n'étant pas encore suffisamment connue par chacun, l'exposé ci-après a pour but de donner une orientation sur la préparation de l'eau et ceci seulement pour ce qui concerne son emploi pour les établissements hospitaliers.

I. Totalité de l'eau de service.

a) Conditionnement: En général on utilise l'eau fournie par les conduites d'alimentation des grandes agglomérations; moins fréquemment on a à disposition de l'eau provenant d'une propre source. La première exigence posée à l'eau de service est qu'elle soit filtrée. C'est le cas pour l'eau des conduites d'alimentation des réseaux interurbains ou ceci devrait tout au moins l'être, étant donné que l'eau de ces conduites est utilisée aussi comme eau potable. L'eau de source peut, par suite d'infiltration de matières fécales, très facilement avoir une forte teneur en microbes. Il

est bien possible, par un chlorage et un filtrage de celle-ci, d'obtenir au moyen de charbon actif, de l'eau salubre, mais dans les établissements on devrait s'abstenir de faire usage d'une telle eau de source et n'utiliser que de l'eau d'une autre provenance. Si l'on dispose d'une propre source il est nécessaire, même quand l'eau a été reconnue comme salubre, de contrôler de temps à autre si elle n'est pas impure, étant donné que par suite de déplacements des couches souterraines par lesquelles l'eau s'écoule, sa teneur en microbe peut augmenter à telle point qu'elle devienne insalubre. L'eau ne doit contenir absolument aucun *bakterium-coli*; elle doit être claire et incolore. Si ceci est généralement le cas pour l'eau des conduites d'alimentation des réseaux interurbains, il ne l'est toutefois pas toujours pour ce qui est de l'eau de source. Par filtrage à travers du gravier, éventuellement avec addition d'un moyen de clarification (sulfate d'aluminium ou ferrochloride) on peut bien obtenir une eau limpide et incolore, mais les établissements devraient néanmoins si possible toujours renoncer à un tel traitement et donner la préférence à l'eau brute.

Pour la protection des tuyauteries, qui dans les hôpitaux sont généralement longues et difficilement accessibles, il est nécessaire que l'eau soit d'une composition telle qu'il ne puisse se produire aucun dépôt de fer et de manganèse obstruant les conduites et attaquant leurs parois. En considération des tuyauteries d'alimentation des réseaux interurbains, il est donc nécessaire que l'eau passant par ces conduites soit traitée déjà dans les réservoirs, de façon à répondre aux deux exigences ci-dessus. En cas d'emploi d'eau d'une propre source on examinera donc tout d'abord si elle peut être amenée sans traitement préalable dans la tuyauterie.

b) Préparation:

1. Epuration du fer et du manganèse.

Si l'eau de source contient du fer ou du manganèse, tout d'abord à l'état dissous, ces matières se déposent dès que l'eau entre en contact avec l'air, par exemple dans les accumulateurs (Hydrophores) et obstruent les conduites. En outre l'eau devient trouble et, au lavage, le linge présente des traces de rouille. Le fer et le manganèse doivent donc éventuellement être captés avant leur pénétration dans les conduites d'eau. Ceci a lieu dans des installations dites d'épuration du fer et du manganèse, consistant en principe en filtres de gravier. L'eau est d'abord saturée d'air en ce sens qu'on fait pénétrer dans la conduite d'eau l'air contenu dans un compres-